

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 71 (1991)
Heft: 12

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

Der Repräsentant seiner selbst

Zu Paul Stauffers Untersuchung über Carl Jacob Burckhardt

Wer in den fünfziger Jahren hierzulande eine Mittelschule oder die Universität besuchte, dem war der Name Carl J. Burckhardts ein Begriff. Dies lag nicht nur an der fraglos aussergewöhnlichen Persönlichkeit; es lag auch an der geistigen Situation der damaligen Zeit. Der folgenschwere Kollaps der Demokratie, wie ihn die Nationalsozialisten in einem Land herbeigeführt hatten, dem sich die deutsche Schweiz kulturell verbunden wusste, hatte auf unsere Intellektuellen als Schock gewirkt. *Max Frisch* hat davon frühzeitig Zeugnis abgelegt. «*Zu den entscheidenden Erfahrungen . . .*», schrieb Frisch in sein Tagebuch, «gehört wohl die, dass Menschen, die voll sind von jener Kultur, Kenner, die sich mit Geist und Inbrunst unterhalten können über Bach, Händel, Mozart, Beethoven, Bruckner, ohne weiteres als Schlächter auftreten können; beides in gleicher Person.» Man kennt dieses Schriftstellers gelegentlich fast schon obsessiven Argwohn, der ihn dazu trieb, den Körper der demokratisch-bürgerlichen Gesellschaft ein Leben lang nach Verhärtungen abzutasten, denen der Krebs des Unrechtsstaates entspringen konnte. Die Mittelschul- und Hochschullehrer reagierten in der Regel anders. Sie griffen auf die Werte jener Bildungsgesellschaft zurück, die sie durch den Nationalsozialismus zwar mit Füssen getreten, aber nicht in Frage gestellt sahen, und sie erblickten ihre pädagogische Aufgabe darin, im Rückblick auf das «gute Deutschland» der Klassik und der Romantik eine Kontinuität zur Gegenwart

herzustellen, innerhalb derer der Hitler-Staat als gefährliche Entgleisung erschien, die man aus dem Geschichtsverlauf am besten ausklammerte. Dabei kam es zum eigentlich erstaunlichen, von unseren Zeithistorikern noch zu wenig beachteten Faktum, dass im Deutsch- und Geschichtsunterricht nicht an die reiche Kultur der Weimarer Republik angeknüpft wurde, die, wie schlecht die Republik auch immer funktioniert hatte, doch unserem Staatsverständnis nahe gelegen hätte. Man neigte vielmehr dazu, sich am konservativen Realismus der wilhelminischen Epoche und an der Wirklichkeitsflucht der Neoromantiker zu orientieren. So las man an den Schulen *Storm*, *Carossa*, *Bergengruen*, *Wiechert* und vielleicht noch *Hesse*, aber nicht *Döblin*, *Kafka* und *Brecht*; und es gab Lehrerbildungsanstalten, in denen die Namen von *Eduard Spranger* und *Albert Steffen* oft, jene von *Alfred Adler* und *Sigmund Freud* aber nie genannt wurden. Man muss sich das geistige Klima der fünfziger Jahre vergegenwärtigen, um sich das damalige Ansehen Burckhardts zu erklären: Der gutaussehende, gesellschaftlich gewandte Patrizier aus der Schweizer Erasmus-Stadt schien dank seiner diplomatischen, wissenschaftlichen und literarischen Verdienste bestens dafür geeignet, als Garant für die Kontinuität des humanen europäischen Erbes aufzutreten, und zwar nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland. Und dieses Ansehen hat sich als bemerkenswert beständig erwiesen. Im Jahre 1971 schrieb *Jean*

Rodolphe von Salis zum achtzigsten Geburtstag Burckhardts in der «*Weltwoche*»: «*Carl J. Burckhardt zu feiern ist nicht nötig; sein stiller, grosser Ruhm spricht für sein literarisches Werk, für seine diplomatischen und politischen Verdienste, für seine humanitäre Tätigkeit und für sein weises Abseitsstehen und Überblicken.*» Und in der «*Schweizer Illustrierten*» konnte man aus gleichem Anlass unter dem Titel «*Der letzte Humanist*» lesen: «*Uns bleibt es vorbehalten, ihm für die Art und Weise zu danken, in der er seinem Land, aber auch Europa und der Welt den Stempel einer starken und lauteren Persönlichkeit aufprägte; aufrichtig zu danken für die Zeugnisse vornehmster Menschlichkeit, mit denen sich Carl J. Burckhardt in dunkelster Weltzeit ein Denkmal setzte...*»

War diese allseits hochgeschätzte Repräsentationsfigur ein tönernes Monument, das, der historischen Wahrheit zu liebe, zu stürzen ist? Die Frage stellt sich beim Lesen der ersten kritischen Untersuchung, die *Paul Stauffer* der Persönlichkeit des berühmten Schweizers gewidmet hat¹. Um des Autors Befund zusammenfassend vorauszunehmen: Burckhardt spielte in den dramatischen Jahren vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, vor allem als Völkerbundskommissar in der Freien Stadt Danzig zwischen 1937 und 1939, nicht immer die Rolle, die er sich in seinen Verlautbarungen, so im 1960 erschienenen Rechenschaftsbericht «*Meine Danziger Mission*», zuschreibt. Es lässt sich im Gegenteil in manchen Fällen feststellen, in anderen mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen, dass er seine Leistung durch recht freien Umgang mit den Quellendokumenten, durch nachträgliche Beschönigung, Retusche und gezielte Auslassung in einer Weise hochstilisiert hat, die weniger den Realitäten

als seinen eigenen Vorstellungen entsprach. Um es mit den Worten Stauffers zu sagen: «*... der Übergang vom mehr oder weniger zweckfreien Fabulieren zur gezielten Faktenmanipulation im Dienste der Selbststilisierung war fliessend.*»

Nun ist *Paul Stauffer*, auch dies sei vorab festgestellt, alles andere als ein Autor, dem Rufmord ein motivierendes Anliegen ist. Die nicht nur von englischen Biographen gern geübte Methode des «*debunking*», die darin besteht, Schwachstellen einer prominenten Persönlichkeit genüsslich aufzuspüren, um Originalität zu beweisen und die Publikumsneugierde zu ködern, ist Stauffers Sache nicht. Was er vorlegt, ist eine mit grosser Subtilität bis an die Grenze des Wissbaren vorgetriebene quellenkritische Untersuchung, die durchwegs sachlich und unpolemisch geführt wird. Vom Studium her Historiker, vom Beruf her Diplomat, verbindet Stauffer seine Befähigung, Quellen zu interpretieren, mit seiner Erfahrung des zwischenstaatlichen Verkehrs, die sich darüber Rechenschaft gibt, wie leicht oder wie schwer, je nach den Zeitumständen, das Wort des Diplomaten wiegen kann. So ist eine Studie entstanden, wie sie sich zu einem solchen Thema meisterlicher nicht denken lässt, verfasst zudem in einem flüssigen und biegsamen Stil, der auch feinste Nuancen des Urteils angemessen wiedergeben vermag.

Im Mittelpunkt von Stauffers Darstellung stehen die Jahre 1937 bis 1939, als Carl J. Burckhardt sich als letzter Völkerbundskommissar in Danzig aufhielt, zu einer Zeit, da die Nationalsozialisten den nach dem Versailler Vertrag geschaffenen Stadtstaat bereits totalitär beherrschten und die Aussicht, das deutsch-polnische Verhältnis zu entschärfen, schon sehr gering war. Burck-

hardt hat denn auch, als er zwanzig Jahre später *«Meine Danziger Mission»* publizierte, sein Amt einem Opfergang gleichgestellt, den es anzutreten galt, um *«einer übernommenen Pflicht bis zum Schluss zu genügen»* und dadurch *«Schlimmeres zu verhüten»*.

Wie ist Burckhardt seinen Pflichten als Vertreter einer internationalen Schutzmacht, die zu diesem Zeitpunkt eine Macht längst nicht mehr war, nachgekommen? Stauffer stellt fest, dass die Selbstdarstellung der *«Danziger Mission»* zur Beantwortung dieser Frage nicht selten unzuverlässige und bewusst irreführende Hinweise vermittelt. Dies zeigt sich etwa im Zusammenhang mit der Diskriminierung der Danziger Juden und der *«Arisierungspolitik»* der Nationalsozialisten, die nach der *«Reichskristallnacht»* vom November 1938 auch hier zu gravierenden pogromartigen Vorfällen führte. In der *«Danziger Mission»* betont Burckhardt seine damalige Sorge um die Danziger Juden und schreibt sich selbst wesentliche Verdienste um die Rettung vieler von ihnen zu, die nur durch seine geschickte diplomatische Verzögerungstaktik möglich gewesen sei. Stauffer vermag nun aber nachzuweisen, dass das Judenproblem nicht zu den Prioritäten von Burckhardts diplomatischen Bemühungen gehörte, dass er die ihm wohlbekannten Gefahren, die den Juden drohten, bei seinen internationalen Ansprechpartnern herunterspielte und auf einen Protest verzichtete, der möglicherweise wenig geholfen, aber doch das Interesse der Weltöffentlichkeit auf den empörenden Tatbestand gelenkt hätte. Auch muss auf Grund des Studiums anderer Gesprächsprotokolle als unzutreffend erscheinen, dass Burckhardt in seinem ersten Gespräch mit Hitler vom 18. September 1937 tatsächlich auf die *«Juden-*

frage» zu sprechen kam, wie er in der *«Danziger Mission»* behauptet. Aus einer Reihe sonstiger Dokumente geht ferner hervor, dass sich Burckhardt primär durchaus nicht in der Rolle eines Anwalts der Juden sah, sondern, entgegen auch seinem weit begrenzteren Völkerbundsauftrag, in der Rolle eines Friedensstifters, auf den Aufgaben von welthistorischer Tragweite warteten. Dementsprechend enthielt sich der Schweizer, wenn er gelegentlich mit Nationalsozialisten über deren Danziger Judenpolitik sprach, des scharfen Protests gegen die Missachtung international anerkannter völkerrechtlicher und humaner Grundsätze; er suchte vielmehr mässigend auf diese Gesprächspartner einzuwirken, indem er die Schädigung des Ansehens betonte, die Deutschland aus dem Antisemitismus erwachse. Seine Überlegungen zu Burckhardts Behandlung des von den Nationalsozialisten geschaffenen Judenproblems fasst Stauffer wie folgt zusammen: *«Der Antisemitismus der Nationalsozialisten war zwar ein Ärgernis, für Burckhardt (wie für viele seiner Zeitgenossen im Westen) aber ein Problem zweiter Ordnung und ein unlösbares dazu... In den Exponenten der NS-Führung sah Burckhardt zu jener Zeit – und noch auf lange hinaus – Leute, mit denen sich reden liess, sofern man seinen Kredit als deren Verhandlungspartner nicht vorzeitig auf Nebenkriegsschauplätzen verausgabte, wie eben in Auseinandersetzungen um antisemitische Massnahmen im Danziger Lokalbereich.»* Ein solches Verhalten trug dem Schweizer Diplomaten denn auch rühmende Erwähnung von höchster Stelle ein, als Hitler in seiner Reichstagsrede vom 20. Februar 1938 ihn *«einen Mann von persönlichem Format»* nannte, ein Lob, das Burckhardt in der Folge tunlichst verschwieg.

Ein weiteres Thema, dem sich Paul Stauffers Studie in eingehender Analyse zuwendet, ist die zweite Begegnung Burckhardts mit Hitler vom 11. August 1939. Im Wortlaut des in der «*Danziger Mission*» wiedergegebenen Gesprächs findet sich eine als «*allermerkwürdigster Ausspruch des Kanzlers*» apostrophierte Äusserung, die wie folgt lautet: «*Alles was ich unternehme*», soll Hitler damals gesagt haben, «*ist gegen Russland gerichtet; wenn der Westen zu dumm und zu blind ist, werde ich gezwungen sein, mich mit den Russen zu verständigen, den Westen zu schlagen, und dann nach seiner Niederlage mich mit meinen versammelten Kräften gegen die Sowjetunion zu wenden.*» Diese Bemerkung gehört zu den Kronzitaten der Geschichtsschreibung über das «Dritte Reich», scheint sie doch zu beweisen, dass Hitler schon zum Zeitpunkt, als er seinen Pakt mit Stalin abschloss, daran dachte, diesen Vertrag auch wieder zu brechen. Stauffer weist nun darauf hin, dass, wie übrigens bereits Burckhardt zugab, dieser «*allermerkwürdigste Ausspruch*» sich nicht in den zeitgenössischen Gesprächsprotokollen findet, und er argumentiert überzeugend, dass des Diplomaten Begründung für diesen sonderbaren Umstand mit grösster Vorsicht aufzunehmen ist. Hat nun Burckhardt die Hitler zugeschriebene Bemerkung frei erfunden? Stauffer geht in seiner scharfsinnigen Interpretation nicht ganz so weit, fasst aber zusammen: «*Aus diesen Feststellungen ergibt sich der Eindruck einer gewissen Willkür und Beliebigkeit Burckhardts im Umgang mit dem, was er im Verlauf seiner Audienz bei Hitler am 11. August gehört hatte oder gehört zu haben angab.*»

Was aber nun, wenn Hitler seine «*allermerkwürdigste Äusserung*» doch wirklich getan hat? Dann wäre Burck-

hardts Verhalten, wie Stauffer zu Recht betont, wohl noch schwerer zu verstehen, als wenn er dieses wichtige Hitler-Zitat bloss erfunden hätte. Denn in diesem Falle wäre der Diplomat im Interesse der Friedenserhaltung moralisch unbedingt verpflichtet gewesen, durch die ihm zugänglichen Kanäle Paris und London über Hitlers Hinterhältigkeit zu informieren, und diese Staaten, die ihrerseits eine Annäherung an Moskau erwogen, hätten wohl unverzüglich die Sowjetunion von den Reichskanzlers tückischen Plänen in Kenntnis gesetzt. Wenn man mitbedenkt, wie gross Burckhardts Ehrgeiz immer war, bedeutende Friedenspolitik zu treiben, wird doppelt schwer verständlich, wieso er die sich ihm nun bietende Gelegenheit nicht ergriff. War wohl Hitlers «*allermerkwürdigster Ausspruch*», wie ihn die «*Danziger Mission*» überliefert, doch eine Legende?

Es ist im Rahmen dieser Besprechung nicht möglich, alle Unstimmigkeiten, die Stauffer zwischen Burckhardts eigener Darstellung und den quellenmässig eindeutig belegten Fakten feststellen muss, zu erwähnen. Hingewiesen sei hier nur noch auf den «*Fall Ossietzky*», der ins Jahr 1935, in die Zeit also vor der Übernahme des Völkerbundsmandats fällt und der zu Beginn der «*Danziger Mission*» ebenfalls abgehandelt wird. Im Auftrag des «*Internationalen Komitees vom Roten Kreuz*», dem Burckhardt als Mitglied angehörte, besuchte der Diplomat mehrere Konzentrationslager, darunter das Lager Esterwegen, in welchem Carl von Ossietzky, der international bekannte Pazifist und Chefredaktor der «*Weltbühne*», inhaftiert war. In der «*Danziger Mission*» betont der Autor, dass die Initiative zu diesen Lagerbesuchen von ihm ausgegangen sei, dass er dem Chef der «*Geheimen Staatspoli-*

zei», *Heydrich*, höchstpersönlich die Erlaubnis zum Besuch eines Lagers seiner Wahl abgetrotzt habe und dass er sich die Vorführung des prominenten Häftlings und späteren Nobelpreisträgers im «Kasernenhofton» habe erzwingen müssen. Ferner suggeriert Burckhardt in der «*Danziger Mission*», Ossietzky sei als Folge seines Lagerbesuchs entlassen worden, und stellt fest, der Lagerkommandant sei aufgrund seines kritischen Berichts in der Folge verhaftet worden. Alle diese Angaben sind nicht zutreffend: Was Ossietzky betraf, wurde seine Freilassung aufgrund machtvoller internationaler Proteste, die Burckhardt ausdrücklich missbilligte, möglich; was den Lagerkommandanten betraf, wurde dieser nach des Schweizers Inspektionsreise nicht verhaftet, sondern sogar befördert. In einem erhalten gebliebenen Schreiben an den Präsidenten des Deutschen Roten Kreuzes stellte Burckhardt die Existenzberechtigung der Konzentrationslager nicht in Frage und setzte sich auch nicht für die Freilassung von Gefangenen ein. «*Burckhardts Auswertung der Reiseindrücke*», schreibt Stauffer, «geriet zum Balanceakt zwischen dem Bemühen, krassesten Missständen in den Konzentrationslagern abzuhelfen, und dem Bestreben, punktuelle Kritik so zu dosieren, dass keine Gefahr bestand, es mit den Machthabern des Reiches zu verderben.»

Paul Stauffer hat mit seiner Untersuchung über Carl J. Burckhardt keine Biographie schreiben wollen: Herkunft und frühe Jahre werden unter dem Titel «*Annäherungen*» bloss gestreift, und das Buch endet mit dem Jahr 1939 und einem wichtigen Schlusskapitel, das die Entstehungsgeschichte der «*Danziger Mission*» skizziert und zeigt, dass dieser Bericht als Antwort auf die Publikation englischer Quellendokumente geschrie-

ben wurde und somit auch als Verteidigungsschrift verstanden werden muss. Trotz seiner bewusst eingegrenzten Thematik gelingt es Stauffer, Grundlinien von Burckhardts Selbstverständnis und seinen politischen Zielvorstellungen sichtbar zu machen. In Kürze zusammengefasst, wird man folgendes festhalten müssen: Carl J. Burckhardt hat seine diplomatische Tätigkeit im Vorfeld des Zweiten Weltkrieges in der ambitionierten Hoffnung angetreten, hohe Kabinettdiplomatie mit dem Ziel der Friedenssicherung betreiben zu können, und er hat nachträglich seine Rolle vor der Geschichte in diesem Sinne hochstilisiert, auch wenn er in Wahrheit eher eine Spielfigur in den Plänen der Nationalsozialisten gewesen sein dürfte. Obwohl dem «*Liberal-Konservativen mit autokratischen Instinkten*», als den Burckhardt sich selbst empfand, gewisse Affinitäten zum Frontismus und ein leichter Antisemitismus nicht fremd waren und obwohl er über seinen Schwiegervater *Gonzague de Reynold* mit dem rechtsradikalen Geistesgut im Umfeld der «*Action française*» vertraut war, wird man ihn doch nicht als Sympathisanten des Nationalsozialismus bezeichnen können; aber er widerstand der Faszination durch die Dämonie der totalitären Macht nicht immer und suchte sich mit den Machthabern in Deutschland länger auf guten Fuss zu stellen, als dies den Verfolgten des NS-Regimes dienlich und dem Ansehen des «*Internationalen Komitees vom Roten Kreuz*» und des Völkerbunds wohl zuträglich war. In seiner Beurteilung der internationalen Lage ging Burckhardt insofern völlig in die Irre, als er dem Nationalsozialismus – im Unterschied zum Bolschewismus – bloss episodische Bedeutung beimass und noch auf dessen «*Zähmung*» hoffte, als die *Appease-*

ment-Politiker ihre Illusionen bereits verloren hatten. Diese grotesk anmutende Fehleinschätzung wäre, wie Stauffer am Schluss seiner Untersuchung mit Textproben zeigt, fast in den endgültigen Wortlaut der «*Danziger Mission*» eingegangen, wenn Burckhardt nicht unmittelbar vor der Drucklegung den damaligen Chefredaktor der «*Neuen Zürcher Zeitung*», Willy Bretscher, konsultiert hätte, der dem Autor dringend empfahl, die entsprechenden Passagen zu streichen.

Paul Stauffers Buch beschränkt sich im wesentlichen auf den Diplomaten Burckhardt; aber es gehört zu den Vorteilen der Studie, deutlich zu machen, dass sich die reich begabte Persönlichkeit des Schweizers nicht auf diese Rolle allein reduzieren lässt. Burckhardt war auch ein hervorragender Schriftsteller, verglichen mit zeitgenössischen Kollegen wie *Edgar Bonjour* und *Jean Rodolphe von Salis*, die ihre Feder ebenfalls gewandt zu führen wussten, der brillantere, woraus sich freilich für ihn die Versuchung ergab, der Intuition des Künstlers mehr zu trauen als der Faktentreue des Wissenschafters. Die blendend gezeichneten Porträts in der Richelieu-Biographie und in den verschiedenen Essay-Sammlungen, die von dunkler Ahnung erfüllte Schilderung seines Vaters in den «*Memorabilien*», das wunderschöne Bildnis vom Lehrer Zuberbühler in den «*Begegnungen*», die geradezu prophetischen Briefe an Hugo von Hofmannsthal – wer das gelesen hat, wird es so rasch nicht vergessen haben, wobei sich im Falle der Hofmannsthal-Korrespondenz nun die bange Frage anschliesst, wie authentisch diese Briefe wirklich sind. Dem geistesgeschichtlich interessierten Germanisten böte sich hier ein interessantes Arbeitsfeld: so hätte eine kritische Stilinterpretation

etwa zu erweisen, wie sich Burckhardt als Schriftsteller zu den geistigen Tendenzen verhält, die zuerst *Fritz Stern* in seinem Werk «*Kulturpessimismus als politische Gefahr*» analysiert hat. Burckhardt war auch bis in die letzten Jahre seines Lebens ein kulturellen Erscheinungen aller Art gegenüber sehr aufgeschlossener Mensch, der vielfältig fördernd und ermunternd eingriff. Sein grandseigneuraler Lebensstil stand solcher Offenheit nicht entgegen, ja seinem Liberalismus eignete zuweilen sogar ein geradezu provozierend-ostentativer Zug: So schätzte er das Werk *Friedrich Dürrenmatts*, als man in seinen Kreisen noch darüber lästerte, oder er empfing enragierte Studenten der späten sechziger Jahre in seinem schönen Heim in Vinzel zum Gespräch und liess sich von ihnen seine Zigarren wegrauchen. Auch über diese dominante Stellung Carl J. Burckhardts im kulturellen Leben der Nachkriegszeit und über die Rezeption seines Werks in einem Land, in dem man sonst die «grosse Persönlichkeit» rasch suspekt findet, wird uns die Forschung noch Wichtiges zu sagen haben. Was indessen den Diplomaten der Vorkriegszeit betrifft, können die Untersuchungen Paul Stauffers abschliessenden und unwiderlegbaren Charakter beanspruchen. Dass sie einen Schatten auf Burckhardts Persönlichkeit werfen, deren Zuverlässigkeit als Zeitzeuge sie schwer erschüttern, werden all jene – auch der Rezensent – zu akzeptieren haben, die dem Bild, das der Schweizer von sich selbst entwarf, bereitwillig Glauben schenkten.

Urs Bitterli

¹ Paul Stauffer, Zwischen Hofmannsthal und Hitler. Carl J. Burckhardt. Facetten einer aussergewöhnlichen Existenz, Verlag NZZ, Zürich 1991.

Lexikon der Bundesräte

Das letzte vollständige Lexikon mit Kurzbiographien über alle Bundesräte wurde 1944 von *Eugen Teucher* herausgegeben. An dieses Nachschlagewerk knüpfte die lebendig geschriebene Sammlung von persönlich gefärbten Reminiszenzen des langjährigen Bundeshausredaktors *Arnold Fisch*¹ an. Nun liegt zum Jubiläumsjahr eine neue, vollständige Sammlung von Einzelporträts vor, die von *Urs Altermatt*² herausgegeben wurde. Das Buch soll als vertiefende Einführung die bestehenden Hand- und Sachbücher zur modernen Schweizergeschichte ergänzen. Es rückt die biographische Dimension ins Zentrum und verzichtet auf den Anspruch lexikalischer Vollständigkeit. Die Würdigungen und die zur Hauptsache positiv gefärbten Wertungen der bisher 99 Amtsträger sind zwar nach einheitlichen Stichworten gegliedert, haben aber den Charakter von persönlich gefärbten Kurzbiographien bzw. Nachrufen durchaus behalten. 77 Autorinnen und Autoren haben in fünfjähriger Vorbereitungszeit zu diesem wertvollen und anprechend gestalteten Werk beigetragen.

Der Sammelband bietet aber mehr als die im Titel versprochene lexikalische Zusammenstellung von biographischen Artikeln. Der Freiburger Historiker Urs Altermatt hat in einem ersten Teil in vier Abschnitten einen historischen Aufriss zum Thema «*Der Bundesrat und die Bundesräte*» dargestellt und darin auch sehr viele aktuelle Fragestellungen aufgenommen. Hinter dem Aufriss versteckt sich ein eigentlicher Problemkatalog, der bei den Diskussionen um die Reorganisation von Regierung und Verwaltung nicht unbeachtet bleiben sollte: «*Das Dilemma zwischen Regieren und*

Verwalten; der Bundespräsident: Schattenkönig oder <primus inter pares>?; die Departemente: Reorganisationen und Namensänderungen; die Bundeskanzlei, von der Schreibstube zurück zur Stabsstelle.»

Ein kurzer Abschnitt befasst sich auch mit den 10 bisherigen Bundeskanzlern – eine erstaunlich kleine Zahl –, welche die Kontinuität in diesem Amt zum Ausdruck bringt, obwohl das jeweilige politische Gewicht der einzelnen Amtsinhaber höchst unterschiedlich war.

Die bei den Bundesratswahlen geltenden Spielregeln haben einen grossen Einfluss auf die bei einer bestimmten Konstellation tatsächlich aussichtsreichen Kandidatinnen und Kandidaten. Persönlichkeiten aus nichtpolitischen Tätigkeitsbereichen haben keine reellen Wahlchancen. Nur neun der bisher 99 Bundesräte sind im Verlauf ihrer Karriere nie Mitglied der eidgenössischen Räte gewesen. Vor 1919 hatten über drei Viertel der Gewählten politische Regierungserfahrung auf Kantonsebene, nach 1919 immerhin noch fast die Hälfte. Der historische Aufriss berichtet auch über die Rücktritte, Affären und Stürze und enthält einen kurzen sachlichen Abschnitt über den Rücktritt der ersten Bundesrätin *Elisabeth Kopp*.

Altermatt knüpft in seinen «*Prolegomena zur Sozialgeschichte des Bundesrats*» an *Erich Gruners* grundlegende Studie «*Politische Führungsgruppen im Bundesstaat*» an und stellt am Ende seines Aufrisses die Frage, ob die vorgesehenen «*Mini-Reformen*» ausreichen, «*um einen eigentlichen Systemkollaps aufzuhalten*». Seine Antwort ist eindeutig – vielleicht zu eindeutig:

«Es sieht so aus, als ob die Schweiz im Jahre ihres Bundesjubiläums 1991 durch den europäischen Umbruch zu einer Reformdiskussion gezwungen wird, die weit über die bisherigen Ansätze hinausgeht . . . Dass die europäischen Revolutionen des ausgehenden 20. Jahrhunderts den unwiderbringlichen Abschied vom bisherigen Sonderfall einleiten, ist fast sicher.» Wer beispielsweise das Regierungssystem Grossbritanniens im Auge hat, stellt möglicherweise die Frage anders: Lassen sich neue Probleme tatsächlich nur mit neuen Strukturen bewältigen? Allenfalls lautet dann auch die Antwort anders, denn der sorgfältige evolutionäre Umgang mit Traditionen kann gerade in Zeiten des äusseren Wandels durchaus zukunftstauglich sein.

Die 99 illustrierten Porträts umfassen jeweils die Herkunft und die politische Laufbahn, die Bundesratswahl, die Tätigkeit als Bundesrat, den Rücktritt und die spätere Tätigkeit sowie eine kurze Würdigung; als Anhang werden jeweils einige zeitgenössische Stimmen (überwiegend lobende) sowie Literatur- und Quellenhinweise vermerkt. Besonders wertvoll ist der jeweilige Abschnitt über die Wahl, da dort auch die wichtigsten Nicht-Gewählten erwähnt werden. Ob das Wahlprozedere, das durch zahlreiche geschriebene und ungeschriebene Spielregeln mitbestimmt wird, tatsächlich durchwegs den besten Kandidaten zum Durchbruch verhalf, bleibt eine offene Frage, da es ohnehin kaum möglich ist, einen Kriterienkatalog für optimale Bundesräte aufzustellen. In zahlreichen Fällen schwankt das Urteil der Geschichte – in den wenigsten wird es je ganz gerecht sein. Insgesamt neigen die Kurzbiographinnen und -biographen – wohl mit guten Gründen – eher zur Rehabilitierung als zur Verurteilung der

umstrittenen Amtsinhaber; der modische Geist der nachträglichen Besserwisserei und die Lust an der Demontage kommen in diesem Sammelband glücklicherweise nicht zum Zug. Persönlichkeiten wie Arthur Hoffmann, Marcel Pilet-Golaz und Eduard von Steiger werden an den jeweiligen Anforderungen und Herausforderungen ihrer Amtszeit gemessen und fair gewürdigt.

Ein Bundesrat steht nicht nur im Rampenlicht der veröffentlichten Meinung. Er kann sich in unterschiedlichen Wirkungsfeldern unterschiedlich durchsetzen. Die Zeitgeschichte neigt vielleicht dazu, dem Forum der Öffentlichkeit, das über die Popularität in Gegenwart und Zukunft entscheidet, zuviel Gewicht zu geben. Bundesräte müssen sich aber nicht gegenüber der Öffentlichkeit bewähren, sondern auch im Parlament, im anvertrauten Departement sowie innerhalb der Kollegialbehörde, wobei jeweils höchst verschiedene Begabungen über Erfolg und Misserfolg entscheiden.

Die Aneinanderreihung von Einzelporträts erlaubt nur sehr beschränkt Einblicke in die Gruppendynamik einer Kollegialbehörde, von der immer wieder behauptet wird, sie ertrage nicht mehr als zwei starke Persönlichkeiten. Die im Anhang abgedruckten Übersichten und Tabellen schaffen aber die Voraussetzung, anhand der Einzelporträts auch über ein jeweiliges Sozio- und Psychogramm des Siebner-Kollegiums zu spekulieren. Mehr als Spekulationen über das tatsächliche Funktionieren kollektiver und kollegialer Führung in der Regierung sind wohl kaum möglich, vielleicht wird ein psychologisch und soziologisch interessierter Politologe oder – noch besser – eine Politologin dieses spannende Thema einmal abhandeln . . . Die Quellen dazu sind aller-

dings spärlich, da bisher kein einziger Bundesrat über seine Tätigkeit politische Memoiren verfasst hat, und wer könnte sonst kompetent darüber Auskunft erteilen? Urs Altermatt gibt in seiner Einleitung auch eine plausible Erklärung dazu: «Wer einer Kollegialbehörde angehört hat, verfasst keine persönlichen Regierungsmemoiren; und die historische Details über die Verwaltung der Fachministerien interessieren nur ein begrenztes Publikum von Spezialisten.

So bleibt im allgemeinen einfach die Erinnerung an den sachkundigen Verwalter eines Departements und an einen guten Landesvater zurück.»

Robert Nef

¹ Arnold Fisch: Meine Bundesräte, Verlag Th. Gut & Co, Stäfa 1989. – ² Die Schweizer Bundesräte, ein biographisches Lexikon, hrsg. von Urs Altermatt, Artemis & Winkler, Zürich und München 1991.

Thomas Bernhard – Nachlese

Der Dichter im Gespräch, frühe Prosa, Gedichte

Krista Fleischmann, Kulturredaktorin beim Fernsehen ORF, hat mit Thomas Bernhard drei grosse Gespräche aufgezeichnet, Fernsehfilme, die dem Dichter Gelegenheit geben sollten, sich ungezwungen und ohne Konzept zu äussern¹. Zwar ist das Buch, das jetzt daraus gemacht worden ist, mit zahlreichen Momentaufnahmen durchsetzt, um wenigstens anzudeuten, dass die Präsenz Bernhards im Bild ein unerlässlicher Bestandteil dieser Dokumentation wäre. Aber die Aufnahmen aus Mallorca, Wien und Madrid, den jeweiligen Drehorten, ersetzen die lebendige Gegenwart des Interviewpartners, die der Film zu geben vermöchte, in keiner Weise, und was man gedruckt vor sich hat, lässt darüber nicht den geringsten Zweifel, dass es für den Druck nie bestimmt war. Geplaudert ist es, *smalltalk*, manchmal vielleicht Ausflucht vor einer Frage, manchmal – und das in ganz seltenen Fällen – eine karge, verdeckte Selbstaussage.

Das verwundert den Leser keineswegs, der Bernhards literarisches Schaffen vom Anfang bis zum Tod des Dichters verfolgt hat. Erst nachdem er in Erzählungen und Romanen, die eine Welt des Todes, der Verstörung, der Finsternis und Ausweglosigkeit darstellen, als ein Autor etabliert war, der im literarischen Betrieb aufeinander folgende Schreibweisen souverän missachtete, der in Thematik und Gestaltungsweise, ja in seiner Art, mit Sprache umzugehen, sich als hohe und unvergleichliche Begabung durchgesetzt hatte, erschienen nacheinander seine autobiographischen Schriften, von dem Salzburgbuch «*Die Ursache*» bis zu der Krankengeschichte «*Die Kälte*». Erst als von ihm auch die Bände «*Das Kind*» und «*In der Höhe – Rettungsversuch, Unsinn*» vorlagen, konnte man sich ein Bild davon machen, wie er sich selber sah. Denn natürlich waren auch die autobiographischen Texte nicht einfach Lebensbericht, son-

dern Kunst, nämlich Gebilde, die einem andern Gesetz als dem der Abbildung von Wirklichkeit gehorchen. Wer er wirklich war, haben auch die Besucherberichte, etwa der von Hermann Burger, nicht ergründet. Und wenn er – selten genug – zu einer Lesung anreiste, blieb zwischen dem Auditorium und dem Vortragenden eine gläserne Wand. Der Stil dessen, was er las, war zugleich der Inhalt, die Form seine Aussage.

Dem Gespräch entzog er sich, sofern es öffentlich war. Und deshalb ist es natürlich eine bedeutende Leistung der Interviewerin Krista Fleischmann, ihn zum freien Reden vor der Kamera bewegt zu haben. Anders als in den Monologen, die er vor dem Regisseur *Ferry Radax* in die Kamera sprach und die – nach der Sendung am Fernsehen – 1971 in dem Band «*Der Italiener*» erschienen sind, gibt es in den Plaudereien, die er mit ihr hatte, kaum Erläuterungen zu seinem Schaffen, es sei denn, man wagt es, einzelne spontane Äusserungen als Hinweise dieser Art zu interpretieren.

In Madrid – man hat auf einen zunächst vorgesehenen Theaterbesuch verzichtet – sagt Bernhard, die tiefste Kunst sei eigentlich die Opernkunst. «*Wahre Kunst ist in den Sängern, nicht einmal in den Dichtern, das ist ein grosser Irrtum.*» In Aussagen wie dieser blitzt auf, welche Bedeutung die Musik und besonders die Oper für Thomas Bernhard hatte. Im weiteren Verlauf der Unterhaltung berichtet er davon, wie er in seiner Jugend selbst gesungen habe, «*Bassbariton, das ist ja eine Riesenskala*». Aus dem «*Liederbuch der Anna Magdalena*» habe er einiges vorgetragen, und der Höhepunkt sei für ihn das «*Ave Maria*» von Bruckner in der Kirche von St. Veit im Pongau gewesen. «*Also, so was Schönes habe ich wirklich in meinem Leben nie gehört. Und daraus*

kommt vielleicht auch eine gewisse Selbstsucht bei mir. Es ist doch ein bissl übertrieben, wenn man so denkt, würde ich sagen, meinen, sagen die Leute dann immer. Sie sagen es zwar gleich, aber sie sagen ständig ‹ich würde sagen›, dann ist es aber eh schon da. Ich würde so sagen, dass das doch der Keim des Verderbens irgendwie schon war. Gewisser Hochmut, dass man da ansingt gegen Christus und Herrgott, das ist eigentlich unmöglich mit achtzehn Jahren. Im Grunde waren die auch alle entsetzt.»

Was meint er, wenn er unmittelbar nach dem Bekenntnis, was für ihn der Höhepunkt und das Schönste im Leben überhaupt gewesen sei, von den Leuten redet, die Floskeln verwenden, wenn sie ihre Meinung ausdrücken sollten? Er traut ihnen – mit wenigen Ausnahmen wohl – nicht zu, einen Begriff von der Schönheit zu haben, die er meint. Auf die Mitmenschen, sagt er an anderer Stelle, habe er meistens eine Wut, manchmal auch keine. Aber die zitierte Stelle zeigt auch, wie mühsam und konfus manches erscheint, was Bernhard locker und immer auch etwas salopp im Gespräch zu formulieren versucht. Seine mündlichen Äusserungen sind der extreme Gegensatz zu seiner geschriebenen Prosa.

*

Es gibt seit kurzem eine Neuausgabe von Texten, die zu den ersten Prosa-Versuchen Thomas Bernhards gehören. Sie sind 1957 entstanden, als der Autor das Mozarteum in Salzburg besuchte. 1969 wurden sie unter dem Titel «*Ereignisse*» ein erstes Mal veröffentlicht². In kleinen Szenen, die fast alle seltsam unbestimmte Titel haben wie zum Beispiel «*Das Mädchen*», «*Der Vierzigjährige*», «*Der Kassier*» oder «*Die Cellistin*», «*Der Vorzugsschüler*», «*Der Rauchfangkehrer*»

oder einfach «Ein paar Menschen», werden in knapper, genauer und sachlich kühler Sprache erschreckende Fakten, Momente eines Zerfalls, einer unaufhörlichen Zerstörung erzählt. Die einzelnen Texte umfassen vielleicht eine halbe bis anderthalb Druckseiten, auf denen gleichsam wie eine Nachricht in der Zeitung das schreckliche Ereignis dargestellt ist, nicht etwa erklärt oder gedeutet, sondern ohne jede Emotion, ohne Mitleid oder Bedauern, ohne Entrüstung oder Wut einfach mitgeteilt. Die Brutalität der Fakten, die tödliche Ausweglosigkeit des Lebens treffen jeden ohne Ansehen der Person. Der Professor ist über dem Studium der Schmetterlinge verrückt geworden. Der Anstreicher auf dem Gerüst kommt sich mit seiner Zeitungspapierkappe auf dem Kopf auf einmal lächerlich vor. Im nächsten Augenblick liegt er «aufgeplatzt» unten auf der Strasse, übergossen von Fassadenfarbe. Die Cellistin, die ihrem Ekel zum Trotz dem Operettenkapellmeister sexuell hörig ist, zertrümmert ihr Instrument und sitzt nach dem letzten Zusammensein mit dem Liebhaber auf einem Artistenkoffer und weint. Zwischen dem, was alle diese Berichte erkennen lassen, insgesamt ein unaufhaltsamer Zerfall, Variationen mit tödlichem Ausgang, und der Form, in der sie erzählt werden, ist ein fast unerträglicher Gegensatz. Das einzige, was in einer Welt der Krankheit, des Irrsinns, der todesträchtigen Verstörung intakt bleibt und unberührt von den Ereignissen, ist die Sprache. Von den kurzen Prosatexten geht eine unwiderstehliche Kraft aus, sie sind das Sichere im Unsicheren und Labilen, von dem sie sprechen. Wenn ich sie mit knapp und sachlich redigierten Zeitungsnachrichten verglichen habe, muss das insofern präzisiert werden, als in der Zeitung nur Annähe-

rungen an diese Gattung zu finden sind, während ihre Form in Thomas Bernhards «*Ereignissen*» mit äusserster Konsequenz ausgestaltet ist. Zwanzig Jahre nach ihrer Entstehung erschien der Band «*Der Stimmenimitator*», bestehend aus mehr als hundert kurzen Prosastückchen der gleichen Gattung. Es sind, wie die «*Ereignisse*», Anekdoten der Ausweglosigkeit.

*

Bekannt ist, dass Thomas Bernhard als Lyriker begann. Monographien und Autorenbücher, aber auch nachgedruckte Ausgaben der frühen Gedichtbände – in der «*Bibliothek Suhrkamp*» oder in der «*Insel-Bücherei*» – haben bis jetzt jedoch eine zu schmale Information über diesen Teil des Werks angeboten. Erst die «*Gesammelten Gedichte*», die Volker Bohn nun in einem über dreihundert Seiten starken Band herausgegeben hat, werden das ändern³. Zwar muss der Herausgeber in seiner editorischen Notiz anmerken, ein Typoskript mit dem Titel «*Frost*», das schon 1961 zur Publikation vorgesehen war, vom Otto Müller Verlag aber abgelehnt wurde, sowie die zahlreichen handschriftlichen Korrekturen Bernhards an seinem ersten Gedichtband «*Auf der Erde und in der Hölle*» (1957) durften wegen der restriktiven testamentarischen Verfügungen für die vorliegende Ausgabe der gesammelten Gedichte nicht berücksichtigt werden. Erst im Jahre 2059, wenn die Schutzfrist abgelaufen sein wird, können sämtliche Gedichte in sämtlichen Fassungen öffentlich zugänglich gemacht werden. Man wird das bedauern; eine echte Bereicherung und ein neuer Zugang zur Welt Thomas Bernhards, vorwiegend zu den Voraussetzungen dieser dichterischen Welt, sind die «*Gesammelten Gedichte*» den-

noch. Zwar dürfte die frühe Prosa der «*Ereignisse*» schon kraftvoll die Originalität und die Einzigartigkeit des späteren Werks ankündigen. Aber die Lyrik, umfangreicher als bisher angenommen, Gefühl und selbst Pathos nicht verschmähend, zwischen Originalität und Epigonalem (man hat Anlehnungen an Trakl geortet, zum Beispiel Genitivmetaphern wie «*Krähen des Schmerzes* oder «*Bier der Verzweiflung*») noch unentschieden, ist vor allem in zweierlei Hinsicht ein tragender Pfeiler dieses Werks. Zum einen spricht hier ein lyrisches Ich, vielleicht nicht kurzerhand gleichzusetzen mit dem Dichter selbst, aber stellvertretend für ihn in der Klage, in der Anrufung Gottes, an den er nicht mehr glaubt, im Ausdruck der Verlorenheit und Heimatlosigkeit. Bauernland, Ackerland, der Psalm als Form für den Ausdruck der Trauer und der Not, die Krähen, das Schwein im Koben und der Rauch über den Dächern des Dorfes, – das sind nicht nur traditionelle Formen und Inhalte. Es sind Koordinaten einer poetischen Landschaft der Verlassenheit und der Trauer. Der Autor, der viel später seine Autobiographie in fünf Bänden gestaltet hat, die Kindheit, die Schulzeit, die Lehre und die Krankheit,

ist in diesen Gedichten zu ahnen, im Tonfall, in der Unverwechselbarkeit seiner Bilder.

Die herausragende Eigenschaft von Thomas Bernhards Lyrik ist aber ihre Musikalität. Und zwar bezieht sich das sowohl auf die Instrumentierung, auf den vollen Klang seiner Sprache, als auch ganz besonders auf rhythmische Kadenz, auf Wiederholungen und Responsionen, auf einen Gebrauch von Sprache jedenfalls, der seinen saloppen Ausspruch im Gespräch mit Krista Fleischmann untermauert, wonach «*wahre Kunst in den Sängern*» sei. Dass da einer «*ansingt gegen Christus und Herrgott*», nicht allein in der Revolte, sondern zugleich bezaubert und versöhnt durch die überirdische Schönheit der Musik: darin besteht die Bedeutung von Thomas Bernhards Lyrik.

Anton Krättli

¹ Krista Fleischmann: Thomas Bernhard – Eine Begegnung. Edition S. Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei, Wien 1991. – ²Thomas Bernhard: Ereignisse. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1991 (Erstdruck 1969 im Verlag Literarisches Colloquium, Berlin). – ³Thomas Bernhard: Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1991.

Schreiben vor offenem Horizont

Zu Paul Nizons «*Über den Tag und durch die Jahre*»

Fünf Buchstaben füllen ein Werk: «*Leben*». Wie kaum ein zweiter Schriftsteller der deutschen Sprache beharrt Paul Nizon auf diesem Begriff, gibt sich als «*Lebens*»-Künstler, lebenslänglich:

«*Ich schreibe in allen meinen Büchern am selben Buch. Es ist das Buch des Lebens. Viele vor mir haben damit begonnen, ich mache weiter, andere werden es fortführen.*¹» Dieser Anspruch, so for-

muliert bei der Entgegennahme des Marie Luise Kaschnitz-Preises im November 1990, ist unzeitgemäß und unbescheiden, kaum einzulösen durch einen einzelnen. Anderen Autoren liesse er das Blut stocken und die Tinte gerinnen. Nizon jedoch wirft sich mit jedem neuen Buch in diesen «*Lebens*»-Kampf, mit der Gewissheit, dass auch diesmal das Ziel nicht erreicht und dadurch der Weg für das nächste schriftstellerische Unternehmen offen sein werde. Das «*Leben*» als Horizont des Schreibens. Wenn die fünf Buchstaben in Nizons Werk immer wieder als Stimuli des Schreibens auftauchen, dann um festzuhalten, dass der Horizont, auf den sie verweisen, noch nicht erreicht sei.

So auch in jenen Essays, die Nizon unter dem Titel «*Über den Tag und durch die Jahre*» jetzt gesammelt vorlegt². Eine Sammlung als Summe, gar die einer Dichterbiographie? – Nizon wehrt im Nachwort ab: «*Die Absicht war nicht, einen Horizont abzustecken, eine Bilanz zu ziehen oder gar eine Quintessenz. Nichts dergleichen, nach Abrundung stand mir nicht der Sinn.*» Auch der Untertitel «*Essays, Nachrichten, Depeschen*» weist jede eindeutige Klassifizierung zurück. Nur jetzt kein Monument.

Dass Nizon die verstreut publizierten Artikel von sehr unterschiedlicher Länge und Gewicht dennoch unter einem gemeinsamen Titel neu herausgibt, mag nicht zuletzt verlegerische Gründe haben – ein «neuer» Nizon ist auf dem Markt, auch wenn kein Text darin neu ist. Das Verdienst der Sammlung ist es jedoch, einige wichtige Artikel Nizons zugänglich zu machen, auch wenn die grossen Aufsätze über Van Gogh sowie der «*Versuch über das Sehen*» bereits in der früheren Sammlung «*Aber wo ist das Leben*» wieder aufgelegt worden waren³. In der neuen Sammlung, die Texte

von 1960 bis 1990 umfasst, kann man nun in einem historischen Längsschnitt durch Nizons Werk verfolgen, mit welcher Konsequenz Nizon sein Thema von den verschiedensten Seiten her immer wieder neu eingekreist hat. Der «*Lebens*»-Begriff, weil er uneinholbar ist, hält Nizons Schreiben als Pulsschlag in Gang.

Dabei ist «*Leben*» zunächst und vor allem ein Begriff der Künstlervita. So sieht Nizon Van Goghs Biographie eingespannt zwischen euphorischer Lebenssuche und Tod, während Robert Walser sich in seinem «*Poetenleben*» erst schreibend in einen «*reinen Lebensanwärter*» verwandeln muss. Auch bei Fellini erscheint der «*Mythos des Lebens*» als das «*Generalthema*»; wie Nizon selbst, dreht Fellini ständig den gleichen Film weiter. «*Leben*» scheint ein Privileg der Künstler – doch ist es auch ihr Problem. Nizon fasst es – mit Flaubert – in das Paradox, dass die Künstler «*das Leben nur aussagen, aber nicht besitzen*».

In diesem Lebensbegriff könnte sich Nizons Darstellung der Künstlerproblematik identifikatorisch totlaufen, trotz aller Feinfühligkeit und trotz der stilistischen Qualität seiner Künstlerporträts. Bei all seiner ungeheuren Weite ist der Horizont des «*Lebens*»-Konzepts geschlossen. In abstrakten Zuschreibungen ist er nicht zu überschreiten. Dies zeigt sich etwa in Nizons «*Exkurs über die französische Frau*», in der diese alle unabgegoltenen Glücksansprüche des Mannes, das Prinzip Vitalität, verkörpern muss – Nizons Romane sind diesbezüglich weniger generalisierend, genauer, konkreter.

Der neue Auswahlband enthält aber auch andere Texte, in denen «*Leben*» greifbar wird, gerade weil es nicht explizit «*ausgesagt*» werden kann. Es sind dies eher «*Nachrichten, Depeschen*» als

«Essays». So das Porträt eines römischen Parkplatzwächters, eine sinnliche Momentaufnahme aus Nizons frühester Schriftstellerzeit. Oder das kurze Prosastück, das darstellt, wie der Erzähler in New York überfallen und bis auf das Hemd beraubt, dadurch aber in einen paradoxen Zustand der Befreiung versetzt wird. Einer der aktuellsten Texte trägt den Titel: «*Im dunkeln Erdteil von Paris. Der Rassismus in dir selber*». Er schildert die widersprüchlichen Gefühle, die im Ich-Erzähler aufkommen, als jenes Haus, in dem er wohnt, allmählich in die schwarze Subkultur von Paris abrutscht. Der Text formuliert auf erzählerisch gültige Weise jene rassistischen Reflexe, denen reflexiv trotz allem Bewusstsein nicht beizukommen ist. Nizon blickt hier hinter den europäischen Horizont, dessen Ränder er hereinbrechen sieht.

Nizons neue Sammlung legt so jene beiden Hälften auseinander, aus denen sein Schreiben immer schon bestand: Der ferne Horizont eines unabgeholten Anspruchs auf ein «*ganzes Leben*» und die naheliegenden Fussspuren konkretester Erfahrung. Beides gleichermassen in den Blick fassen, hiesse «*Sehend*»-Werden im Sinne von Nizons «*Versuch über das Sehen*». Kunst kann zwar, wie man in diesem Essay liest, eine «*runde Summe Wirklichkeit nicht mehr herstellen*», aber sie kann ihre beiden Hälften aufeinander beziehen.

In dieser Weise lässt sich eine bestehend formulierte Passage als Gleichnis von Nizons eigener ästhetischer Anstrengung lesen, in der Nizon von den Landschafts- und Figurenzeichnungen

Van Goghs spricht. Nizon sieht bei Van Gogh eine «*spezifische Horizont-Erzwingung*»: «*Bei den Figuren – denaturierten Kreaturen – beschwören die Konturen des Elends auf den Blättern jeweils einen oberen Raum der Ergänzung, einen Lichtblickraum, wo eine Hoffnung sich mitteilt. Sie werden unter einen Horizont gekrümmmt, der als Entsprechung zum Unteren einen über sie hinausweisenden Raum heraufbeschwört. Eindeutiger kommt es in den Blättern mit Stadt- bzw. Vorstadtansichten zur Geltung, wo sich das erbärmliche Unten der Baracken und Schrebergartensiedlungen in gewaltigen Sehnsuchtslinien den Himmel oder das Unendliche erzwingt.*» In exemplarischer Weise formuliert Nizon hier nicht nur die komplementären Konturen von Unten und Oben, von Elend und Verheissung. Seine eigene sprachliche Anstrengung zwingt zudem in einem grossen stilistischen Kraftakt, Mimesis an Van Goghs kräftigen Pinselstrichen, beides zusammen. «*Leben*», soll es nicht zwischen die Maschen der Buchstaben fallen, ist nur als Nachschrift jener «*gewaltigen Sehnsuchtslinien*» zu greifen, die von unten her über den Horizont hinausweisen.

Peter Utz

¹ Paul Nizon: Das Leben geben. Rede bei der Entgegennahme des Marie Luise Kaschnitz-Preises. In: Heinz Ludwig Arnold: Paul Nizon. Text und Kritik 110, April 1991. – ² Paul Nizon: Über den Tag und durch die Jahre. Essays, Nachrichten, Depeschen. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a.M. 1991. – ³ Paul Nizon: Aber wo ist das Leben. Ein Lesebuch. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a.M. 1983.

Hinweise

Wunder des Lebens – ein Spiel der Natur

Vor rund achtzig Jahren wurden in Britisch Kolumbien, im sogenannten Burgess Shale, versteinerte Meerestiere aus dem Kambrium entdeckt. *Charles Doolittle Walcott*, der Entdecker, beschrieb die «Weichkörper-Tiere» in «traditionalistischer Denkweise», indem er sie in die Evolution im Darwinischen Sinne einzuordnen versuchte. Seither haben andere Paläontologen in jahrzehntelanger Arbeit die Funde untersucht und neu gedeutet. *Stephen Jay Gould*, ein Harvard Professor, der 1941 geboren wurde, fasst in seinem Buch «*Wonderful Life*», das soeben deutsch unter dem Titel «*Zufall Mensch*» (im Verlag Carl Hanser, München und Wien) erschienen ist, die Ergebnisse dieser Neuinterpretationen zusammen. An seinen Stil muss sich gewöhnen, wer wissenschaftliche Darlegungen lieber frei von Emotionen gehalten sähe. Gould ist begeistert von den Arbeiten seiner Kollegen, er preist ihre Leistung, er spricht wiederholt vom Fortgang der wissenschaftlichen Arbeit als von einem «Drama». Freilich, was er mitzuteilen hat, ist ungewöhnlich genug. Einerseits steht kaum in Zweifel, dass die Vielfalt der anatomischen Strukturen und Bauformen der Funde von Burgess Shale größer ist als alles, was die Welt von heute zu bieten hat. Nur ein Fünftel dessen, was an Spielarten dort zu beobachten ist, hat sich weiterentwickelt und überlebt. Und welche Arten das waren, wäre nach Gould ein reines Spiel des Zufalls. Nicht eine Entwicklungsgeschichte vom Niederen zum Höheren, vom Bewusstlosen zum Bewusstsein wird hier

entworfen, sondern eine Geschichte unvorhersehbarer, willkürlicher und zufälliger Würfelspiele. Der *homo sapiens* schliesslich erscheint darin vollends als eine Möglichkeit, nicht aber als ein Endglied in der Kette der Evolution. Mit Goulds Worten: «*Wir verdanken unsere Existenz, als grosse denkende Säugetiere, im wahrsten Sinne des Wortes, unseren glücklichen Sternen.*» Da dürfte sich Widerspruch melden, nicht nur wegen des Adjektivs «glücklich», sondern weil der «Zufall» verschieden interpretiert werden könnte. Aber Gould besteht darauf: Es könnten, in Würdigung der Funde von Burgess Shale, sieben mögliche Welten gedacht werden, von denen diejenige, die den *homo sapiens* hervorgebracht hat, gerade nur die siebente ist.

Rüdiger Görner über Mozart

Rüdiger Görner, der an der University of Surrey moderne deutsche Kulturgeschichte doziert, hat Vorträge und Beiträge zu Festschriften sowie neue Versuche unter dem Titel «*Mozarts Wagnis*» zu einem Buch vereinigt. Essayistische und poetische Reflexionen wechseln darin miteinander ab. Wie sehr sich der Autor mit seinem Helden einlässt, davon geben die Gedichte einen Begriff, die zwischen den einzelnen Aufsätzen und andern Prosabeiträgen eingefügt sind, ein Taglied der Königin der Nacht zum Beispiel oder in Versen vorgetragene Gedanken beim Betrachten von Mozarts Schädel, den der Autor ein «*Musikfossil*» nennen möchte. Eindrücklicher und wohl auch überzeugender scheinen uns die Variationen über das «geläufige Thema» Don Gio-

vanni, die sich mit den Interpretationen Kierkegaards und Stendhals bis zur Entzauberung der Figur durch Max Frisch und Oedön von Horvath auseinandersetzen. Ein grosser Aufsatz befasst sich auch mit dem Mozart-Bild in der Literatur des 20. Jahrhunderts (*Insel Verlag, Frankfurt am Main und Leipzig 1991*).

Briefe Brechts an Marianne Zoff und Hanne Hiob

1922 heirateten die Sängerin Marianne Zoff und der Stückeschreiber Bertolt Brecht. Ihre Bekanntschaft datierte aus dem Jahre 1919, als Marianne Zoff am Augsburger Stadtttheater engagiert war. Die Ehe dauerte fünf Jahre, und aus ihr war eine Tochter hervorgegangen, Hanne Hiob, die jetzt die Briefe Brechts an ihre Mutter und an sie selbst, versehen mit erläuternden Zwischentexten, herausgegeben hat. Die Redaktion und die Anmerkungen besorgte Günter Gläser (*Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1990*).

«Vom richtigen, guten und glücklichen Leben»

Die amerikanische Originalausgabe hat einen sachlicheren Titel: «*The Examined Life. Philosophical Meditations*». Robert Nozick, der Verfasser, lehrt Philosophie an der Harvard University. Seine Absicht war es, einfach über das Leben nachzudenken, über das, was im Leben wichtig ist. Nichts anderes wollten die Philosophen seit der Antike. Über Sterben, Eltern und Kinder, das Wesen Gottes und die Heiligkeit des Alltäglichen, über Sexualität, Liebe, Glück, Ichlosigkeit, Wert und Sinn, über

Finsternis und Licht stellt auch Nozick Überlegungen an und sucht der «Automatiksteuerung» unserer Gedanken zu entkommen, indem er ganz einfache Fragen stellt und nach Antworten sucht. Warum ist Glück nicht das einzige, worauf es ankommt? Sind östliche Erlösungslehren begründet? «*Was ist Weisheit und warum lieben Philosophen sie so?*» Philosophie wird hier als Lebensanleitung verstanden. Wir wollen unsere eigene Wirklichkeit vertiefen, ihre Dimensionen erkunden, ein Gefäss für Wahrheit, Schönheit und Güte werden. Man denkt an die «Selbstbetrachtungen» des Marc Aurel, an Weisheitsbücher vergangener Jahrhunderte, und man stellt verwundert fest, dass philosophischer Pragmatismus dieser Art seine Aktualität hat (*Verlag Carl Hanser, München und Wien 1991*).

Südtirol – ein literarisches Landschaftsbild

Herausgegeben von Dominik Jost ist als *insel taschenbuch* eine illustrierte Anthologie über die Landschaft des Südtirols erschienen. Nach einer Einleitung des Herausgebers äussern sich zahlreiche Autoren zur Geschichte, zur Kultur und zu den einzelnen Schönheiten des Landes. Natürlich kommen die Dichter zu Wort, Rilke, Benn, Wilhelm Lehmann, der seine Ferien oft in Meran verbrachte. Der Edelmann, Besitzer von Schloss Rametz und urösterreichische Erzähler und Erfinder skurriler Komödien und Pantomimen, Fritz von Herzmanovsky-Orlando, dessen Burg abgebildet ist, schreibt in einem der drei Briefe, die abgedruckt sind, die Gegend sei lyrisch, Aphrodite und Dyonyos nur ganz leicht vermaskiert, würden immer noch in Festzügen gefeiert: «*Geheimkul-*

te aus der Urzeit sind noch in Blüte, wie ich allmählich zögernd erfahre. Es ist der Gegenpol Sachsens, wo ‹Edener Kunstabutter›, etwas teurer erzeugt wird wie Alpenbutter in Meran.»

Italo Calvino's HarvardVorlesungen

Im September-Heft 1991 stellte Barbara Villiger Heilig in den «Schweizer Monatsheften» Calvino's *«Lezioni americane»* in einem Aufsatz vor, in welchem sie besonders den Zusammenhang zwischen Literatur und Gesellschaft herausarbeitete. In der Übersetzung aus dem Italienischen von Burkhardt Kroebel sind die Vorlesungen nun in der Calvino-Ausgabe des *Carl Hanser Verlages, München*, unter dem Titel *«Sechs Vorschläge für das nächste Jahrtausend»* erschienen.

Neue Bände der Polnischen Bibliothek

Zwei neue Bände der «*Polnischen Bibliothek*», deren Begründer und Herausgeber *Karl Dedecius* ist und die – gefördert von der Robert-Bosch-Stiftung – vom *Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main*, in hervorragend gestalteten roten Leinenbänden vorgelegt wird, sind hier anzusehen: *Czeslaw Hernas* hat ein literarisches Lesebuch unter dem Titel *«Polnischer Barock»* zusammengestellt, das Poesie, Prosa und Dramatik umfasst. Eine grosse, bewundernswürdige literarische Tradition breitet sich da aus, Entdeckungen europäischer Kulturgeschichte sind nachzuholen oder zu erneuern. Der andere Band ist dem Werk eines noch lebenden Romanciers vorbehalten. *Andrzej Kusniewicz*, der 1904 in Ostgalizien geboren

wurde, im konsularischen Dienst stand, als der Krieg ausbrach, in Frankreich der Resistance angehörte und von der Gestapo verhaftet wurde, aber KZ und Verfolgung überstand, schrieb den Roman *«Tierkreiszeichen»*, die Geschichte von fünf Freunden aus vier Nationen, die vom Krieg über den Globus zerstreut werden. Nur einer kehrt nach seinem französischen Exil nach Polen zurück. Der Roman schildert den Verlust von Heimat, die Veränderungen, denen der mitteleuropäische Raum zum Opfer fiel, die *«verlorene Zeit»* und ihr Nachleben im *«kollektiven Bewusstsein»* der Freunde, die mit dem nach Polen zurückgekehrten Olek Bogaczewicz mit Briefen aus den USA und aus Südamerika in Verbindung stehen.

Margarete Stellins Dichtungen

Margarete Steffin ist als Mitarbeiterin vieler Stücke Brechts bekannt. Zwischen 1933 und 1941, dem Jahr ihres Todes, hatte sie Anteil an Brechts Arbeit, und er hat sie in den betreffenden Stücken auch ausdrücklich als Mitarbeiterin genannt. Sie litt an Lungen-tuberkulose und musste sich mehrmals in Sanatoriumsaufenthalt begeben. Sie war Brechts Geliebte, sie opferte sich für sein Werk auf. Aber sie war auch eine eigenständige Autorin, was bis jetzt überhaupt nicht bekannt war. *Inge Gellert*, die ihre nachgelassenen Texte mit einem Nachwort von *Simone Barck* und einem dokumentarischen Anhang herausgegeben hat, nennt sie eine *«proletarische Schriftstellerin»*. So schrieb sie Lehrstücke für Kinder, vorwiegend aber Kalendergeschichten, und eine davon, *«Konfutse versteht nichts von Frauen»* (der Titel steht auch über dem Band der nachgelassenen Schriften), ist eine

Parabel gegen die «enorm reaktionäre» Behandlung des Konfutse-Stoffes durch Brecht. Margarete Steffin als Dichterin, das ist eine Entdeckung. Überrascht ist man vor allem auch von ihrer Lyrik, die zwar den Brecht-Ton aufnimmt und wie der eine Part eines Zwiegesangs klingt. Aber es wird nach dieser ersten Edition der nachgelassenen literarischen Texte der Margarete Steffin deutlich, dass ihr Werk aus dem Schatten Brechts hervortreten muss. Ein Jahr vor ihrem Tod schrieb sie an einen Freund: «*Ich selbst möchte so schrecklich gern auch produktiv sein, aber ich muss Ihnen etwas gestehen: immer wenn ich etwas beginne, habe ich Angst davor, dass die Leute sagen werden, ich habe es nicht selbst gemacht, und deshalb höre ich wieder auf: Oder ich glaube, dass es nichts taugt.*» Was aus ihrer Exil-Schublade jetzt ans Licht gehoben wurde, widerlegt diese Befürchtungen (Rowohlt Verlag, Berlin 1991).

Geschichte als Literatur

Über Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit fand aus Anlass des 65. Geburtstages von Eberhard Lämmert in Berlin ein Symposium statt, an welchem Historiker und Germanisten der Frage nachgingen, in welchem Verhältnis Geschichte zur Literatur und Literatur zur Geschichte stünden. Kein Wunder, dass ein Konsens unter den vierzig Teilnehmern so leicht nicht zu finden war. Der Gelehrte, zu dessen Ehren das Symposium stattfand, und der – wie er launig bemerkte – sich in die «*Rolle eines wissenschaftlichen Grossvaters*» versetzt fühlte, machte am Schluss der Veranstaltung die versammelten Professoren auf «*die relativ kurzatmigen Veränderungen unseres Interesses und unserer Perspektiven auf*

denselben Gegenstand» aufmerksam. Indessen bleibt bei aller Differenzierung der Absichten und Zwecke unbestritten, dass sowohl der Romancier oder Erzähler als auch der Historiograph «*in gleicher Weise auf Muster der Illusionsbildung zurückgreifen müssen*», um eine zusammenhängende Darstellung von vergangenen Zuständen oder auch von erfundenen Handlungen überhaupt möglich zu machen. Hartmut Eggert, Ulrich Profitlich und Klaus R. Scherpe zeichnen als Herausgeber des Bandes, in dem die Vorträge, Korreferate und Notate aus den Diskussionen nun gedruckt vorliegen (J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1990).

Die Nordwestpassage

Der Seeweg vom Atlantik zum Pazifik ist während mehr als vierhundert Jahren gesucht worden. Über vierzig Expeditionen scheiterten, von denen eine der berühmtesten die des englischen Forschers und Kapitäns Sir John Franklin ist. 1848 endete das vorzüglich vorbereitete und ausgerüstete Unternehmen in einer unbegreiflichen Tragödie, und alle Suchexpeditionen vermochten das Rätsel nicht zu lösen, bis im Sommer 1981 die im Eise gut erhaltenen Leichen von Seeleuten gefunden wurden, die einwandfrei als Mitglieder der Crew von Franklins Expedition identifiziert werden konnten. Und nicht nur das: Untersuchungen an ihren Körpern, speziell an ihrem Haar, ergaben eindeutige Gründe für das Scheitern der Expedition Franklins. Die mutigen Erforscher des Seewegs durch die Eis- und Steinlabyrinth im Norden Kanadas starben an einer Bleivergiftung, verursacht durch die Lötnaht der Konservenbüchsen, in denen sie ihren Proviant mitgeführt hatten.

ten. Erst der norwegische Polarforscher Roald Amundsen durchquerte die Nordwestpassage zwischen 1903 und 1906 von Ost nach West, aus der Baffin-Bay bis zum Point Barrow und zur Beringstrasse. *Edward Struzik* und *Mike Beedell*, der eine ein kanadischer Reporter, der viel reist und mit Buschflugzeugen, Kanus und Hundeschlitten vertraut ist, der andere einer der führenden Landschaftsphotographen Kanadas, haben einen grossformatigen Text- und Bildband geschaffen, der nicht nur die wechselhafte Geschichte mit all den Rückschlägen und Katastrophen bis zu Amundsens erfolgreicher Durchquerung erzählt und dokumentiert, sondern auch die Landschaften, die Flora und Fauna des Gebietes beschreibt und in prachtvollen Farbaufnahmen vor Augen führt. Eine Zeittafel verzeichnet und kommentiert knapp alle Unternehmungen zur Entdeckung des Durchfahrtsweges, angefangen bei John Cabot 1498 über Henry Hudson bis zu John Franklin und den Suchexpeditionen nach ihm. Dass die moderne Zeit auch in den unwirtlichen Eiswüsten des Nordens Einzug hält, belegen ein paar Aufnahmen moderner Schiffe, auch Aufnahmen farbenfroher igluförmiger Häuser auf der nördlichen Baffin-Insel (*Georg Westermann Verlag, Braunschweig 1991*).

Die Familie Mann – in Schuld, Hass, Lebensmuster und Tod verstrickt

Dem gewichtigen Buch sind drei weitverzweigte Stammtafeln beigegeben: eine für die Familie Mann, eine für die Familie Bruhns und eine für die Familie Pringsheim-Dohm. Der Mann'schen Familientafel ist ausserdem der Stammbaum der Familie Buddenbrook nach

Thomas Manns Roman beigefügt. Die Verfasserin, *Marianne Krüll*, hat langjährige genealogische Forschungen betrieben. Ihr Interesse galt insbesondere den «Lebensmustern», die sich durch Generationen verfolgen lassen. Da sowohl die Familie Mann wie die Familie Pringsheim wiederholt Todesfälle durch Selbstmord zu beklagen hatten, ferner homoerotische und Inzest-Neigungen sowohl im literarischen Werk Thomas Manns, Heinrich Manns und Klaus Manns wie auch im wirklichen Leben der Familie nachzuweisen sind, hat die Verfasserin den Versuch gewagt, nichts geringeres als das Psychogramm einer Familie zu entwerfen. Zur Erklärung von Einzelheiten in den Romanen und Erzählungen, zur Wahl der Stoffe und ihrer Deutung als phantasiemässiges Ausleben nicht gelebter Wünsche, mobilisiert sie immenses Material aus Familiengeschichte und schöner Literatur. Kein Zweifel, es gelingt ihr, in dem Buch «*Im Netz der Zauberer. Eine andere Geschichte der Familie Mann*» jede Diskretion zu durchbrechen und an den Tag zu bringen, was möglicherweise die Selbstmorde auslöste, von denen vor allem derjenige von Thomas Manns Sohn Klaus im Mittelpunkt steht. Ich habe mich bei der Lektüre jedoch mehr als einmal gefragt, worin denn – den Blick hinter Vorhänge und durchs Schlüsselloch einmal ausgenommen – der eigentliche Wert dieser unermüdlichen Forscherarbeit bestehe. Und eher ermüdend, ja schwer erträglich sind die stereotypen Fragen, mit denen Marianne Krüll ihre Recherchen garniert: Ob sich schon zur Zeit von Julias Hochzeit die Fäden zwischen Emma und ihrem verwitweten Schwager Ludwig gesponnen hatten? Ob Carla sich von Heinrich nicht nur verlassen, sondern ausgebeutet gefühlt habe, so dass ihr Selbstmord

eine noch schwerwiegender Schuldzuweisung an den Bruder bedeuten würde? Warum wohl gefiel Katia die Novelle «Die Betrogene» so gut? Entweder hat die Verfasserin die Antwort schon vorbereitet durch ihre Darstellung, oder aber sie stellt Vermutungen an. Weil sie, wie sie am Schluss sagt, die Aufmerksamkeit des Lesers darauf lenken möchte, dass wir alle aus Familien mit einer Fülle von Geschichten stammen... (Arche Verlag, Zürich 1991).

«Grenzerfahrungen»

Unter den zahlreichen, kaum noch überblickbaren Titeln, die anlässlich der 700-Jahr-Feiern der Eidgenossenschaft herausgekommen sind, ist der grossformatige Band «Grenzerfahrungen» besonderer Erwähnung wert. Peter Rück, der Herausgeber, hat Schweizer Wissenschaftler, Journalisten und Künstler in Deutschland um einen Beitrag gebeten. Die bedeutenden Ereignisse zwischen der Planungsphase und dem Erscheinungstermin des Buches hatten zur Folge, dass jenes Deutschland, das im Untertitel genannt ist, nun ein anderes ist als jenes, das der Konzeption zugrunde lag. Zur Zeit wirken über 300 Schweizer als Hochschullehrer in Deutschland, und die Zahl derer, die als Journalisten, Künstler, Operndirektoren und Komponisten (wie Rolf Liebermann, der den Band mit einer «Festkantate zum Bundesbrief», d.h. mit einer Seite der handschriftlichen Partitur in Faksimile, eröffnet), ist zweifellos nicht kleiner. Der gleiche Herausgeber hat einen «Parallelband» betreut, in welchem eine Gruppe von Autoren verschiedene Aspekte des Themas «Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im Deutschen Reich des Mittelalters» beleuchten. «Grenzerfahrun-

gen» aber soll Schweizern, die in Deutschland wirken, die Möglichkeit geben, ihre Erfahrungen mit der «mental Herausforderung, der man als Schweizer in Deutschland begegnet», zu reflektieren oder an ihrem Beispiel sichtbar zu machen. Die Beiträge, die da nun zusammengekommen sind, unterscheiden sich nur schon darin, dass viele auf dieses zentrale Anliegen des Herausgebers nicht eingehen, sondern ein Thema aus ihrem Fachgebiet behandeln – und damit natürlich einen schönen Beleg ihrer Integration geben. Immerhin, eine grössere «Skizze zur Psychologie des Heimwehs» eröffnet das inhaltsreiche Buch (Ernst E. Boesch), womit das Thema «Heimat und Fremde» angeschlagen ist, dem sich auch andere Beiträge zuwenden. Max Matter (Frankfurt a.M.) schreibt über «Die Schweiz von aussen gesehen», wobei er den Einfluss der europäischen und besonders deutschen Schweiz- und Alpenbegeisterung im 18. und 19. Jahrhundert auf das schweizerische Nationalgefühl untersucht. Es werden auch «politische Modelle» ins Licht der Grenzerfahrungen gestellt: «Exportartikel Referendumsdemokratie?» (Dian Schefold, Bremen), ferner die Vermittlung der Sprachen («Helvetia mediatrix», Joseph Jurt), kurzum, der Band ist vielseitig und sowohl historisch wie aktuell auf Nachbarschaft, Austausch, Selbstfindung und Integration fokussiert (Basilisken Presse, Marburg an der Lahn 1991).

«Sehr geschätzte Redaktion»

Der Band, den Jens Dittmar als Herausgeber vorlegt, vereinigt Leserbriefe von und über Thomas Bernhard. Seit seiner Jugend, als Bernhard noch in der Lokalredaktion einer Salzburger Tages-

zeitung und als Gerichtsberichterstatter tätig war, datiert sein lebhaftes Interesse für das, was in der Zeitung steht, und seit dieser Zeit auch hat er sich nicht nur als eifriger Leser, sondern auch als Leserbriefschreiber betätigt, meist polemisch, meist so, dass seine Interventionen erst recht andere Leser aus dem Busch klopften. Einige dieser publizistischen Stürme im Wasserglas waren bekannt, etwa der um den Austritt Bernhards aus der Akademie für Sprache und Dichtung, als diese den ehemaligen Bundespräsidenten Walter Scheel zu ihrem Mitglied wählte, oder die wochenlangen Auseinandersetzungen um das Stück «Heldenplatz», die einsetzten, als die Leserbriefschreiber die Inszenierung noch gar nicht kennen konnten, ferner der Streit um den Roman «Holzfällen», der dazu führte, dass Bernhard seinem Verleger die Auslieferung seiner Bücher in Österreich verbot. Es ist eine nicht nur vergnügliche Lektüre, es geht in der öffentlichen Auseinandersetzung des Autors mit Zeitungslesern, mit Ministern, mit Kollegen und mit bekannten Zeitgenossen nicht zimperlich zu. Die «Übertreibungskunst», die Bernhard in seinen literarischen Werken übt, ist auch in seinen ausserkünstlerischen Äusserungen, in offenen Briefen und Erklärungen am Werk, etwa wenn er Elias Canetti anlässlich von dessen Münchner Rede über den Beruf des Dichters in einem Leserbrief als «Aphorismusagenten» und «Kleinschoppenhauer» bezeichnet. Hat er am Ende, wie Jens Dittmar in seinem als Brief gestalteten Nachwort immerhin fragt, diesen ganzen Zauber wie ein Stück Theater inszeniert, das Leben als Kunst vor dem Hintergrund des Todes? Jedenfalls ist die Sammlung von Leserbriefen von und über Thomas Bernhard geeignet, den Schriftsteller, der sich als «einer, der

schreibt», und nicht als Dichter verstand, nun also auch noch als Leserbriefschreiber kennenzulernen, der durch seine Interventionen viel Staub aufgewirbelt und viel Entrüstung ausgelöst hat (*Edition S. Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei, Wien 1991*).

